

Ferdinand Gerhardt

Die letzten Tage in Reichenberg

Der Altphilologe und Komponist Ferdinand Gerhardt d. J. (geboren 1888 in Reichenberg/Liberec, gestorben 1985 in Innsbruck) war bis 1945 Gymnasiallehrer in Reichenberg. Zuvor schon hatte er von seinem Vater die Leitung der Reichenberger „Vormittags-Aufführungen“ übernommen, einer Konzertreihe mit volksbildendem Charakter bei freiem Eintritt. Seine Lebenserinnerungen finden sich im Musikarchiv der KünstlerGilde e. V. (heute Dauerdeponitorium des Sudetendeutschen Musikinstituts Regensburg).

Drei Russen, die im Nachbardorfe an Tuberkulose gestorben waren, wurden nicht am Friedhofe begraben, sondern ebenfalls im nahen Walde verscharrt. Nur an der Unebenheit des Bodens erkannte man später die Stelle, und wenn wir vorbeikamen, legten wir ein paar Feldblumen oder Kiefernzweige darauf.

Niemand durfte mit Gefangenen mehr sprechen als für die Arbeit notwendig war. Sie sollten daher auch nicht mit den übrigen Knechten des Bauern am gleichen Tisch essen.

In Bürgstein [Sloup v Čechách] fand sich aber doch ein Bauer – sogar der Bauernführer des Ortes –, der den Mut hatte, auf die Vorwürfe seiner Nachbarn zu antworten: „Der Pole arbeitet für mich, darum wird er auch an dem gemeinsamen Tisch mit uns essen!“

Von diesen Vorgängen sprachen wir in unserem Café Radetzky [in Prag]. Der Dozent hatte außerdem Einzelheiten über die Behandlung in dem Konzentrationslager Mauthausen erfahren. Es waren Grausamkeiten, wie sie an Menschen in diesem Ausmaße vielleicht noch nie begangen worden sind, so daß es hieß, Mauthausen bedeutet für die meisten nur noch drei Tage Leben. [...]

Einrückende Schüler

Immer mehr Schüler rückten jetzt von der Schulbank zur Wehrmacht ein, die Oberklassen schmolzen zusammen, es wurde die Zuerkennung der Reife ohne Maturaprüfung eingeführt. Die Entscheidung blieb zwar der Schu-

le überlassen, aber welcher Lehrer hätte es gewagt, auch dem größten Esel oder Faulpelz Schwierigkeiten zu machen, wenn man sich sagte: „Vielleicht ist der Junge in ein paar Monaten schon tot?“ Manche kamen jetzt bereits nach einigen Wochen Ausbildung an die Front.

Wir waren so weit wie 1918, nur daß die Verluste größer als je wurden. Von den dreißig Schülern, die 1938 bei mir maturiert hatten, lebten schon acht nicht mehr. Ein Kollege führte Buch über alle Gefallenen der Anstalt. Es waren schon über zweihundert.

In meinen Vormittagsaufführungen hatte ich hin und wieder vier junge Musikstudierende auftreten lassen, die auch kompositorisch begabt waren. Sie mußten gleich zu Beginn des Krieges einrücken. Zwei fielen im ersten Jahr, einer war verschollen, der vierte stets kränklich, kam in [den] ersten Wochen der Ausbildung ins Spital, kaum genesen wieder zur Ausbildung, die ihn in kurzer Zeit wieder spitalsreif machte. Später lag er mit schwerem Gelenkrheuma in den Händen – ein Pianist! – im Teplitzer Lazarett. Alle Bemühungen der Eltern, für den Schwächling rücksichtsvollere Behandlung zu erwirken, blieben erfolglos. [...]

Wieder in Reichenberg

[...] „Schluß machen, rechtzeitig!“, wagte ich bei einer Debatte im Lehrerzimmer zu sagen, „der gute Bergsteiger geht vor dem Unmöglichen rechtzeitig zurück, der schlechte steigt weiter und kommt um!“

Konnte denn jemand wirklich noch an einen Sieg glauben? – Da trat der alte Gesanglehrer auf mich zu: „Wenn ein solcher Mann wie Adolf Hitler sagt, er garantiere uns für den Endsieg, so ist nicht daran zu zweifeln. Und Sie – hüten Sie sich! In Berlin ist erst vor kurzem ein Studienrat gehenkt worden. Es würde mir um Ihres Herrn Vaters willen leid tun, wenn Sie der zweite wären!“

Ich sah ein, daß jeder Appell an die Vernunft aussichtslos war. „Welches Unglück“, dachte ich, „daß wir keinen wirklichen Führer haben! Wie könnte der die unbegrenzte, oft sklavische Ergebenheit unseres Volkes zum Guten lenken!“

„Es heißt, daß die neuen Waffen zum Jahresbeginn eingesetzt werden“, meinte ablenkend ein Kollege, „der Goebbels hat ja gesagt, die Engländer werden nicht genug Raum haben zum Evakuieren.“ „Und der Führer“, schrie der Gesanglehrer, „hat gesagt, die werden mich noch auf den Knien bitten, daß ich aufhöre!“ [...]



Reichenberg kurz vor Kriegsende

Schüler bei der Flak

Bei der Fliegerabwehr, der sogenannten Flak, mochten die Verluste so groß sein, daß sie mit Soldaten nicht mehr zu ersetzen waren. So wurden jetzt unsere Schuljungen als „Flakhelfer“ nach Berlin eingezogen und aus jeder Schule ein Lehrer dazu, der an ruhigen Tagen die Schüler unterrichten sollte. Schweren Herzens ging von meinen Kollegen einer nach Berlin ab, der als sehr eifriger Nationalsozialist und Junggeselle keine Möglichkeit fand, sich diesem „Himmelfahrtskommando“ zu entziehen.

Wenige Tage, nachdem er in Berlin eingetroffen war, erfolgte ein schwerer Angriff. Eine Woche darauf kam er zu einem vierundzwanzigstündigen Urlaub nach Reichenberg. Die Schüler, in Feldbefestigungen untergebracht, seien unversehrt geblieben, die Stadt habe furchtbare Zerstörungen erlitten. Er war noch so erschüttert, daß er ohne Rücksicht auf die vorgeschriebene schönfärbende Haltung verzweifelt ausrief: „Berlin ist gewesen! Berlin besteht nicht mehr!“

Von den Schülern aus anderen Städten waren viele umgekommen, besonders große Verluste hatten die aus Hohenelbe [Vrchlabí] und Aussig [Ústí nad Labem] erlitten. Ein Volltreffer hatte dreißig zugleich getötet. [...]

Trotz allem fand ich Mütter, die noch in diesem hoffnungslosen Stadium des Kriegs bereitwillig ihr Kind hergaben und stolz darauf waren, daß der fünfzehnjährige Junge schon eine Feldpostnummer hatte. [...]

Wachsende Fliegergefahr

In Reichenberg hatten wir jetzt selten eine Woche, in der wir jede Nacht ungestört schlafen konnten. Meist gegen Mitternacht schreckte uns das Heulen der Sirene auf. Das Haustor mußte dann geöffnet werden, um auch Fremden den Zugang zum Luftschutzkeller zu ermöglichen. [...]

Die Luftschutzleiter der einzelnen Stadtteile hielten in jedem Hause „Schulungen“ für die zusammengetrommelten Einwohner ab. „Das Reich ersetzt jeden durch Luftangriffe verursachten Schaden“, wurde uns versichert, aber die vorgeschriebenen Luftschutzgeräte mußten in Ordnung sein. So hatte ich Verschiedenes einzukaufen: Feuerhandspritze, Feuerpatschen, Seil, Leiter, Hacke, Beil und Schaufel, Rauchbinden. Und als Abzeichen für den Luftschutzwart und die anderen Funktionäre verschiedene Armbinden.

Nach einer solchen Schulung fragte ich den Redner, wie denn das Reich die Milliardenschäden der zerstörten Städte im Westen ersetze. Er schien diese Frage nicht zum ersten Mal zu hören, denn er antwortete mir in sanft überlegenem Tone wie einem ungeduldigen Kinde, daß wir nach dem Endsiege die notwendigen Summen selbstverständlich von den reichen Gegnern mit der Kriegssentschädigung erhalten würden. [...]

Die Juden

[...] Ein Kollege war in Prag gerade dazugekommen, wie Juden aus einer Baracke herausgetrieben und zu einem Transport zusammengestellt wurden. Er hatte beobachtet, wie man jüdische Familien auseinanderriß – „Der Mann muß nach rechts“, erzählte er, „die Frau nach links, sie wissen, daß sie einander nie mehr sehen – wenn ich da an meine Frau denke – und die nicht schnell genug gehen, treibt man mit Schlägen an. Da hat man einmal von der Achtung gesprochen vor allem, was Menschenantlitz trägt!“

Etwas Ähnliches sollte ich bald in Reichenberg beobachten. Ich kam eben aus dem Postamt, da sah ich die nahe Turnerstraße (damals „Straße der S.A.“) eine Reihe von Wagen heraufkommen, die von Frauen gezogen wurden. Neugierig trat ich näher. Es waren Jüdinnen. Trotz der Kälte und Nässe – es schneite und regnete – hatten nur wenige Strümpfe an, nur vertretene, niedrige, zum Teil zerrissene Schuhe, an den nackten Beinen Beulen und Geschwüre. Auf einem mit Säcken hoch beladenen Wagen lag eine ältere Frau, regungslos mit geschlossenen Augen und offenem Munde.



Reichenberg kurz vor Kriegsende

Zu beiden Seiten der Wagen gingen S.S.-Frauen mit Peitschen und Stöcken.

Viele, aber nicht alle Vorübergehenden blieben stehen, schauten zu, sahen auch einander an, wagten aber kein Wort. Ich fragte schließlich einen Polizisten, was mit diesen Jüdinnen geschehe. „Die kommen ins Spital zur Unfruchtbarmachung“, sagte er.

Ich versuchte, in den Mienen dieser Unglücklichen zu lesen, doch ihr Blick war starr und leer. Vielleicht war das Maß ihres Elendes so groß geworden, daß sie ihre seelische und körperliche Qual wie in einem Starrkrampf nur noch dunkel fühlten.

Um so brennender empfand ich die Scham, einem Volke anzugehören, das an seinen Mitmenschen solches verübte. [...]

Die letzten Tage

Schon waren große Teile Deutschlands im Westen und Osten von den Gegnern besetzt, und das bittere Ende konnte nicht mehr fern sein. Doch immer noch beteuerte die Propaganda ihre Siegeszuversicht. Vor Berlin würden die Russen unüberwindliche Hindernisse finden! Auch unsere ländlichen Bekannten glaubten selbst jetzt noch an ihren vergötterten Führer, der in letzter Stunde die Lage retten werde. „Wir haben noch etwas – die neuen

Waffen – erst zuletzt werden sie eingesetzt“, versicherten sie immer wieder, wenn wir auf die nutzlosen Opfer des sinnlosen Widerstandes hinwiesen.

Unter meinen Kollegen waren einige, die mir zu beweisen suchten, daß der Widerstand nicht nutzlos sei, schon da die „Oberste Heeresleitung“ besser als wir wissen müsse, was zu geschehen habe. Sie suche nur Zeit zu gewinnen, um den großen Schlag zu führen.

Wie weit die Verblendung, das Nichtsehenwollen der harten Wirklichkeit ging, erscheint heute fast unglaublich. Als es hieß, daß sich bei Friedland, nahe der schlesischen Grenze, größere Scharen unserer Volkssturmlaute sammelten, ließ ich einem Bekannten gegenüber die Bemerkung fallen: „Was sollen denn die dort?“ Er, der [sich] mit dreiundsechzig Jahren freiwillig zum Volkssturm gemeldet hatte, erwiderte – und ich habe seine Antwort noch wörtlich in Erinnerung: „Wenn wir die Truppen der Russen vor Berlin werden zerschlagen haben, dann stoßen die von Friedland ihnen in die Flanke!“ [...]

Am anderen Morgen klebten neue Propagandazettel an Mauern und Straßenecken: „Siegen oder Sibirien!“ So gab man damit zu, daß man sich vor dem gleichen Schicksal fürchtete, das man den sieben Millionen Tschechen nach dem Endsiege zudedacht hatte: Aussiedlung nach Sibirien! Und ich erinnerte mich, im Lehrkörper aus dem Munde eines sonst sanften stillen Kollegen bei einer Debatte über die Tschechen gehört zu haben: „Wenn sie nicht mit uns gehen mögen, dann aussiedeln!“ [...]

Das Ende des Krieges

[...] Widersprechende Nachrichten von der Fortsetzung des deutschen Widerstandes ließen uns noch kurze Zeit in banger Ungewißheit.

Dann, ich glaube, es war Mittwochvormittag, den 9. Mai, hörte ich, als ich über die Straße ging, meinen Namen rufen. Es war mein tschechischer Nachbar: „Herr Professor“, rief er vom Fenster des ersten Stockwerks, „der Krieg ist aus.“ „Wirklich? Haben Sie ganz sichere Nachricht?“ „Eben hat's das Radio gebracht. Der Krieg ist aus.“ Ich eilte nach Hause: „Der Krieg ist zu Ende. Und wir sind von den Bomben verschont geblieben!“

Ausschnitte aus: Ferdinand Gerhardt: Die letzten Jahre in der Heimat. Maschinensmanuskript im Musikarchiv der KünstlerGilde e. V., Regensburg.